

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 18 (1950-1951)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Elizabide, der Vagabund  
**Autor:** Baroja, Pio  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-758889>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.11.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## ELIZABIDE, DER VAGABUND

Von Pio Baroja

Während er in dem vernachlässigten Garten arbeitete, sagte sich der Vagabund Elizabide<sup>1</sup> oftmals, wenn er Maintoni<sup>2</sup> von der Kirche zurückkommen sah: Was mag sie denken? Ob sie zufrieden ist?

Das Leben Maintonis kam ihm so merkwürdig vor! Denn es war zwar natürlich, daß jemand wie er, der immer in der Welt umhergestreift war, die Ruhe und das Schweigen des Dorfes wunderschön fand; sie aber, die nie diesen Winkel verlassen hatte, sollte sie nicht den Wunsch verspüren, Theater und Feste zu besuchen und ein glanzvolleres, inhaltsreicheres Leben zu führen? Und da Elizabide, der Landstreicher, sich keine Antwort auf seine Fragen gab, fuhr er fort, in philosophischer Gelassenheit die Erde mit seinem Pflug zu durchfurchen.

Eine energische Frau ist sie, dachte er weiter; ihre Seele ist so ruhig, so klar, daß man sich beinahe Sorgen machen könnte. Theoretisch gesprochen, natürlich. Und der Landstreicher Elizabide, zufrieden in der Gewißheit, daß er innerlich an diesen Sorgen nicht teilnahm, setzte seine Arbeit in dem vernachlässigten Garten seines Hauses fort.

Dieser Landstreicher Elizabide war ein merkwürdiges Wesen. Er vereinigte alle Vorzüge und Nachteile der baskischen Küstenbewohner in sich: er war mutig, ironisch, faul und spöttisch. Leichtsinn und Vergeßlichkeit bildeten die Grundlagen seines Temperaments: nichts war ihm wichtig, alles vergaß er. Er hatte fast sein ganzes Kapital auf seinen Wanderungen durch Amerika verschwendet, bald als Journalist, bald als Kaufmann, an einem Tage Vieh verkaufend, am andern Wein. Oft war er nahe daran, es zu einem Vermögen zu bringen, seine Gleichgültigkeit aber ließ es nicht dazu kommen. Er gehörte zu der Sorte von Menschen, die sich von den Ereignissen treiben lassen, ohne je Widerspruch zu erheben. Er selbst verglich sein Leben mit dem Zuge von Hirschen, die zum Ufer wandern und schließlich im Meer verlorengelangen, wenn sich niemand ihrer annimmt.

Seine Gleichgültigkeit und seine Faulheit waren mehr gedank-

<sup>1</sup> Elizabide, baskischer Eigenname.

<sup>2</sup> Maintoni, Zusammenziehung aus Maria Antonia.

lich als wirklich; oft entfloh die Seele seinem Körper: es genügte, das dahinströmende Wasser zu betrachten oder eine Wolke oder einen Stern anzuschauen, um das bedeutendste Projekt seines Lebens zu vergessen, und wenn er es nicht aus diesem Grunde vergaß, so gab er es aus irgendeinem anderen Grunde auf, und oft wußte er nicht einmal warum.

Schließlich fand er sich eines Tages auf einer Farm in Uruguay, und da er ein gutes Benehmen hatte und nicht übel aussah, obwohl er schon achtunddreißig Jahre alt war, bot ihm der Besitzer der Farm die Hand seiner Tochter an, eines recht häßlichen Mädchens, das eine Liebesgeschichte mit einem Mulatten hatte. Elizabide, dem das ungebundene Farmerleben nicht übel gefiel, nahm den Vorschlag an und stand kurz vor der Heirat, als er eine tiefe Sehnsucht nach seiner Heimat, dem Heugeruch seiner Berge, der nebligen Landschaft der baskischen Erde empfand. Da unfreundliche Auseinandersetzungen nicht mit seinen Plänen übereinstimmten, so teilte er eines frühen Morgens den Eltern seiner zukünftigen Frau mit, er wolle nach Montevideo gehen, um das Hochzeitsgeschenk zu kaufen. Dann bestieg er ein Pferd, nachher den Zug, kam in der Hauptstadt an, schiffte sich auf einem Ozeandampfer ein und kehrte mit einem zärtlichen Gruß an das gastliche Land Amerika nach Spanien zurück.

Er kam in seiner Heimat, einem Dörfchen in der Provinz Guipuzcoa, an; er umarmte seinen Bruder Ignacio, der dort eine Apotheke führte, besuchte seine alte Amme, der er versprach, nie wieder davonzulaufen, und richtete sich in seinem Hause ein. Als im Dorf Stimmen laut wurden, er habe in Amerika nicht nur kein Geld gemacht, sondern alles verloren, erinnerte sich jeder daran, daß er, bevor er das Dorf verlassen, schon immer im Rufe eines Vagabunden gestanden habe.

All das bekümmerte ihn nicht im geringsten. Er grub in seinem Garten und arbeitete in Stunden der Muße am Bau eines Kanus, um damit auf dem Fluß zu fahren, zum Aergernis des ganzen Dorfes.

Der Landstreicher Elizabide glaubte, daß sein Bruder Ignacio, dessen Frau und Söhne ihn verachteten, und deshalb besuchte er sie nur sehr selten. Als er aber bemerkte, daß sein Bruder und seine Schwägerin ihn schätzten und ihm Vorwürfe machten, weshalb er nicht öfter komme, begann Elizabide, das Haus seines Bruders häufiger zu besuchen.

Das Haus des Apothekers befand sich, völlig abgesondert von den andern Häusern, am Ausgang des Dorfes. Nach der Straße zu besaß es einen von einer Mauer umgebenen Garten, und es war von dunkelgrünen Lorbeerzweigen überschattet, die seine Front

einigermaßen von den Nordwinden schützten. Hinter dem Garten befand sich der Laden.

Das Haus hatte keinen Balkon, sondern nur Fenster, die völlig ungleichmäßig in die Wand eingelassen waren; deshalb waren einige von ihnen vermauert.

Wer hat beim Vorbeifahren im Zug oder im Wagen durch die nördlichen Provinzen nicht schon einsame Häuser gesehen, die in ihm, ohne daß er wußte weshalb, ein Gefühl des Neides erweckten? In ihnen, so scheint es, lebe man gut, und man träumt von einem angenehmen, friedlichen Dasein. Die Fenster mit ihren Vorhängen sprechen von einem fast klösterlichen Innern, mit großen, gewölbten Zimmern mit Nußbaumschränken und gewaltigen hölzernen Betten, von einem ruhigen, beschaulichen Dasein, dessen Stunden langsam dahinfließen, gemessen nur von der alten Uhr auf dem hohen Schrank, deren wohlklingendes Tick-tack die Stille der Nacht durchtönt.

Einem von diesen Häusern glich das des Apothekers: im Garten sah man Hyazinthen, Heliotrop, Rosenbüsche und riesige Hortensien, die bis zur Höhe der Fenster des unteren Stockwerks reichten. Oberhalb der Gartenmauer ergoß sich eine wahre Flut von einfachen weißen Rosen, die man wegen der Leichtigkeit, mit der sie zerflattern, welken und abfallen, im Baskischen «Törinnen» nennt. Als der Landstreicher Elizabide, nun schon mit größerem Vertrauen, das Haus seines Bruders betrat, zeigten ihm der Apotheker und seine Frau, von all ihren Kindern begleitet, das reinliche, helle und wohlduftende Haus; darauf wurde der Garten besichtigt, und hier erblickte Elizabide, der Vagabund, zum erstenmal Maintoni, die, den Kopf mit einem Strohhut bedeckt, Erbsen in ihre Schürze sammelte. Elizabide und sie grüßten sich kühl.

«Wir wollen zum Fluß gehen», sagte die Frau des Apothekers zu ihrer Schwester. «Sag' den Kindern, sie sollen die Schokolade dorthin bringen.»

Maintoni ging auf das Haus zu, und die übrigen begaben sich durch eine Art langen Tunnels, den die fächergleich ausgebreiteten Zweige von zwei Reihen von Birnbäumen bildeten, zu einem kleinen, baumbestandenen Platz am Flusse, wo ein ländlicher Tisch und eine Steinbank aufgestellt waren. Die Sonne fiel durch das Laubwerk und erleuchtete den Fluß bis auf den Grund, so daß man die runden Steine des Flußbettes und die Fische sah, die langsam vorbeischwammen, glänzend, als seien sie aus Silber. Das Wetter war von wunderbarem Gleichmaß, der Himmel blau, klar und heiter.

Bevor es Abend wurde, kamen die beiden Mädchen aus dem Apothekerhaus mit Schalen in den Händen, in denen sie Schoko-

lade und Zwieback brachten. Die Jungen stürzten sich wie wild auf den Zwieback. Elizabide, der Vagabund, plauderte von seinen Reisen, erzählte einige Abenteuer, und alle hingen gespannt an seinen Lippen. Nur sie, Maintoni, schienen diese Erzählungen nicht besonders zu berühren.

«Morgen kommst du doch, Onkel Pablo, nicht wahr?» fragten die Kinder.

«Ja, ich werde kommen.»

Und Elizabide, der Vagabund, ging in sein Haus und dachte an Maintoni und träumte von ihr. Er sah sie in seiner Einbildung, so wie sie war: ganz zierlich, schlank, mit schwarzen, strahlenden Augen, von ihren Neffen umgeben, die sie umarmten und mit Küssen überschütteten.

Da der älteste der Apothekerssöhne im dritten Jahr auf das Bakkalaureat hin arbeitete, übernahm es Elizabide, ihm Unterricht im Französischen zu geben, und Maintoni schloß sich diesen Stunden an.

Elizabide fing an, sich Sorgen um die Schwester seiner Schwägerin zu machen, die so völlig heiter und gleichmütig erschien. Er begriff nicht: war ihre Seele die eines wunsch- und begierde-losen Kindes, oder war sie allem gegenüber gleichgültig, was nichts mit den an ihrem Herd lebenden Personen zu tun hatte? Der Vagabund sah sie mitunter gedankenvoll an. Was mag sie im Sinn haben? fragte er sich. Einmal faßte er Mut und sagte zu ihr:

«Denken Sie nicht daran zu heiraten, Maintoni?»

«Ich! Heiraten?»

«Warum nicht?»

«Wer soll sich um die Kinder kümmern, wenn ich heirate? Und außerdem bin ich doch schon eine alte Jungfer», erwiderte sie lachend.

«Mit siebenundzwanzig Jahren eine alte Jungfer! Dann muß ich mich mit meinen achtunddreißig im letzten Stadium des Greisenalters befinden.»

Darauf erwiderte Maintoni nichts, sondern lächelte nur.

An diesem Abend dachte Elizabide unablässig über Maintoni nach.

Was für eine Art Frau ist das? sprach er zu sich selbst. Stolz ist sie nicht, romantisch ist sie nicht, und trotzdem . . .

Am Flußufer, in der Nähe des schmalen Pfades, entsprang ein Quell, der einen tiefen Teich bildete. Das Wasser dort war unbeweglich und klar wie Kristall. So war vielleicht die Seele Maintonis, dachte Elizabide bei sich, und doch . . . und doch schwand sie nicht dahin, sondern wurde im Gegenteil stärker.

Es kam der Herbst; im Garten des Apothekerhauses versammelte sich die ganze Familie und auch Maintoni und der Landstreicher Elizabide. Nie war dieser so vertrauensvoll, niemals so glücklich und gleichzeitig so unglücklich. Als es Nacht wurde und zahllose Sterne am Himmel erschienen, und als ihr Licht am Firmament schimmerte, wurden die Gespräche vertrauter, persönlicher, und der Sang der Kröten begleitete sie. Maintoni war mitteilbarer und gesprächiger als sonst.

Als um neun Uhr das Schellengeklingel der Postkutsche ertönte, die mit einem großen Licht auf dem Mantel des Kutschers durchs Dorf fuhr, löste sich die Gesellschaft auf, und Elizabide ging nach Haus, wobei er für den folgenden Tag Pläne machte, die wie immer um Maintoni kreisten.

Mutlos fragte er sich mitunter: Ist es nicht närrisch, die ganze Welt durchstreift zu haben, um sich hier in ein Dorfmädchen zu verlieben? Und wer hätte den Mut, diesem ruhigen, unerschütterlichen Wesen etwas zu sagen!

Der Herbst verstrich, es kam die Zeit der Feste, und der Apotheker und seine Familie schickten sich an, wie alljährlich die Pilgerfahrt nach Arnazabals<sup>3</sup> zu feiern.

«Du kommst doch mit uns?» fragte der Apotheker seinen Bruder.  
«Nein.»

«Warum nicht?»

«Weil ich nicht mag.»

«Schön, schön; aber ich mache dich darauf aufmerksam, daß du mutterseelenallein sein wirst, denn sogar unsere Töchter werden mit uns gehen.»

«Und Sie auch?» sagte Elizabide zu Maintoni.

«Ja, und ob! Diese Wallfahrten machen mir einen Riesenspaß.»

«Glaub ihr nicht, das ist nicht der Grund», erwiderte der Apotheker.

«Sie will in Arnazabal den Arzt sehen, einen jungen Mann, der ihr schon letztes Jahr den Hof gemacht hat.»

«Und warum nicht?» rief Maintoni lächelnd.

Der Landstreicher Elizabide wurde erst bleich und dann rot; aber er sagte nichts.

Am Vorabend des Ausfluges fragte der Apotheker erneut seinen Bruder:

«Also kommst du mit oder nicht?»

«Schön, ich werde mitkommen», murmelte Elizabide.

Am nächsten Morgen standen alle früh auf und verließen das

<sup>3</sup> Pilgerfahrt zu einem heiligen Platz, nimmt gewöhnlich die Form eines heiteren Ausfluges, einer Art von Picknick an.



Dorf, gingen zunächst die Landstraße entlang und folgten dann einem Fußpfad durch Wiesen, auf denen hohe Gräser und feuerrote Fuchsien blühten. Schließlich erreichten sie das Gebirge. Der Morgen war feucht und mild, das Feld taubedeckt, am zartblauen Himmel lösten sich ein paar weiße Wölkchen in leichte Flocken auf. Um 10 Uhr kam man in Arnazabal an, einem hochgelegenen Dorf mit einer Kirche, einem Handball-Spielplatz und ein paar von Steinhäusern umsäumten Gassen.

Die Gesellschaft betrat das Landhaus, das der Frau des Apothekers gehörte, und ging in die Küche. Hier begannen die Willkommgrüße und die Segensprüche der alten Dienerin, die aufhörte, Zweige ins Feuer zu werfen und die Wiege eines Kindes zu schaukeln. Sie erhob sich von ihrem Platz am Herd, begrüßte alle und küßte Maintoni, ihre Schwester und die Kinder. Sie war eine hinfallige Alte mit einer Haut wie Pergament. Um den Kopf trug sie ein schwarzes Tuch; ihre Nase war lang und gebogen, der Mund zahnlos, das Gesicht voller Runzeln, ihr Haar weiß.

«Und Sie sind der Herr, der in Amerika gewesen ist?» fragte die Alte Elizabide und blickte ihm ins Gesicht.

«Ja, das bin ich.»

Da es nun schon nach zehn Uhr war und das Hochamt begann, blieb nur die Alte im Hause zurück. Alle anderen gingen in die Kirche.

Vor dem Essen schossen der Apotheker, seine Frau und die Kinder von einem Fenster aus eine Unzahl von Raketen ab, und dann begaben sich alle in das Eßzimmer. Mehr als zwanzig Personen waren um den Tisch versammelt, unter ihnen der Arzt des Dorfes, der sich in die Nähe von Maintoni setzte und sie wie ihre Schwester mit galanten Redensarten geradezu überschüttete.

Elizabide, der Landstreicher, empfand eine so tiefe Traurigkeit, daß er daran dachte, die Heimat zu verlassen und nach Amerika zurückzukehren. Während der Mahlzeit blickte Maintoni oft zu ihm hin.

Sie will sich über mich lustig machen, dachte er. Sie ahnt, daß ich sie liebe, und kokettiert mit dem anderen. Der Golf von Mexiko wird noch einmal meine Heimat werden.

Das Essen zog sich bis nach vier Uhr hin; der Tanz hatte schon begonnen. Der Arzt wich nicht von Maintonis Seite und fuhr fort, ihr Schmeicheleien zu sagen, sie aber wandte weiter ihre Blicke Elizabide zu.

Als das Fest am Abend seinen Höhepunkt erreicht hatte, begann man, den Aurescu<sup>4</sup> zu tanzen. Die Burschen hielten sich an den Händen und tanzten unter Führung der Trommler über den Platz. Zwei von ihnen entfernten sich von den anderen, sprachen mit-

einander, schienen unsicher und luden schließlich, die Mützen in der Hand, Maintoni ein, ihre Ballkönigin zu sein. Sie versuchte auf baskisch, ihnen das auszureden, und blickte zu ihrem Schwager hinüber, der lächelte, zu ihrer Schwester, die gleichfalls lächelte, und zu Elizabide, der finster dreinschaute.

«Los, sei nicht töricht!» sagte ihre Schwester.

Und der Tanz begann mit all seinen Förmlichkeiten und wechselseitigen Begrüßungen — Anklängen an ein primitives und heroisches Zeitalter. Darauf tanzte der Apotheker mit seiner Frau und der junge Arzt mit Maintoni den Fandango<sup>5</sup>.

Es wurde dunkel. Auf dem Platz steckte man Fackeln an, und die Gäste dachten an die Heimkehr. Man nahm in dem Landhaus noch eine Tasse Schokolade, und darauf machten sich die Familie des Apothekers und Elizabide auf den Rückweg.

In der Ferne, von den Bergen her, hörte man die «Irrintzis»<sup>6</sup> derer, die von der Wallfahrt zurückkehrten, Laute, die wie wilde Eselsschreie klangen. Im Dickicht leuchteten die Glühwürmchen wie bläuliche Sterne, und die Kröten durchschnitten das Schweigen der heiteren Nacht mit ihrem Quaken.

Beim Herabsteigen von den Hügeln wollte der Apotheker, daß alle einander an den Händen faßten und den Weg mit dem Lied begleiteten:

«Aita San Antoniyo Urquiyolacua. Ascoren biyotzeco santo devotua»<sup>7</sup>.

Obwohl Elizabide sich von Maintoni, der er böse war, fernhalten wollte, ergab es der Zufall, daß sie sich neben ihm einfand. Beim Bilden der Kette reichte sie ihm die Hand, eine kleine, zarte, warme Hand. Jetzt fiel es dem Apotheker, der als erster voranging, ein, anzuhalten und nach rückwärts einen Stoß auszuteilen, worauf alle einander zu stoßen begannen, so daß Elizabide ein paarmal Maintoni in seinen Armen auffing. Heiteren Tones schalt sie ihren Schwager aus und blickte auf den noch immer düsteren Weltwanderer.

«Weshalb sind Sie so traurig?» fragte Maintoni ihn mit spöttischer Stimme, und ihre schwarzen Augen blitzten in der Nacht.

<sup>4</sup> Baskischer Tanz, von acht Tänzern ausgeführt.

<sup>5</sup> Leidenschaftlicher, von Kastagnetten begleiteter Tanz, ausgeführt von zwei Personen.

<sup>6</sup> Laute Schreie, den «Juchzern» vergleichbar.

<sup>7</sup> Die Worte enthalten die erste Hälfte eines Gesanges zu Ehren des heiligen Antonius, dem eine Einsiedelei auf dem Berge Urquiola in der Provinz Guipuzcoa gewidmet ist. Der Text lautet auf deutsch: Pater San Antonio von Urquiola ist ein Heiliger, dem viele Herzen ergeben sind.



«Ich? Ich weiß es nicht! Das Los eines Menschen, den, ohne daß er es will, die Fröhlichkeit der anderen traurig stimmt.»

«Aber Sie sind nicht unglücklich», erwiderte Maintoni, und sie blickte ihn so tief aus ihren schwarzen Augen an, daß Elizabide, der Landstreicher, meinte, selbst die Sterne müßten seine Verwirrung wahrnehmen.

«Nein, ich bin nicht unglücklich», murmelte Elizabide, «aber ein Narr bin ich, ein unnützer Mensch, wie das ganze Dorf von mir sagt.»

«Und was Leute, die Sie nicht kennen, von Ihnen sagen, das grämt Sie?»

«Ja, denn ich fürchte, es ist die Wahrheit, und für jemand, der wieder nach Amerika auswandern will, ist eine solche Befürchtung sehr ernst.»

«Auswandern! Sie wollen auswandern?» flüsterte Maintoni mit trauriger Stimme.

«Ja.»

«Aber weshalb?»

«Ach, das kann ich Ihnen nicht sagen.»

«Und wenn ich es erriete?»

«Das würde mir sehr leid tun, denn Sie würden sich über mich lustig machen . . . Ich bin alt . . .»

«Keine Spur!»

«Ich bin arm.»

«Das macht nichts.»

«Maintoni! Ist das wahr? Sie würden mich nicht zurückweisen?»

«Nein, im Gegenteil!»

«Dann also . . . würdest du mich lieben, wie ich dich liebe?» murmelte Elizabide, der Vagabund.

«Immer, immer . . .» Und Maintoni neigte ihr Haupt auf Elizabides Brust, und dieser küßte ihr kastanienfarbenes Haar.

«Maintoni! Hierher!» sagte die Schwester zu ihr, und diese entfernte sich von ihm, nicht aber, ohne sich viele Male nach ihm umzudrehen.

Und alle setzten ihren Weg nach dem Dorf auf einsamen Pfaden fort. Rings herum erzitterte die Nacht voll von Geheimnissen; am Himmel glitzerten die Sterne.

Elizabide, der Vagabund, dessen Herz von unaussprechlichen Gefühlen überflutete, schaute, trunken vor Glückseligkeit, mit weit geöffneten Augen auf einen fernen, fernen Stern und sprach zu ihm mit leiser Stimme . . .

Aus einem in Vorbereitung befindlichen Band der Manesse-Bibliothek «Spanische Meisternovellen des 19. und 20. Jahrhunderts».